

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Die Kugel

Die Kugel.

Von R. Reibel.

Es ist gewiß noch unendlich viel Stoff vorhanden, der als Grundlage zu Erzählungen benutzt werden könnte, wenn man dazu käme, die Orte zu finden, an welchen er aufbewahrt wird. Der Zufall will es oft, daß derartiger Stoff aufgefunden wird. Der Verfasser dieser kleinen Erzählung besuchte in seinen jungen Jahren vorzugsweise gern die Thäler und Höhen des Schwarzwalbes, wozu ihn nicht allein die Natur mit ihren vielfach gestalteten Gebilden anzog, sondern auch die einfach gemüthlichen Menschen, die zufrieden in einsamen, zerstreut liegenden Gehöften wohnten. Ein schöner Augustmorgen ist herauf gezogen und in mir die Lust, hinaus zu wandern. Ich verließ die Rheinstraße und wandte mich dem obern Albthale zu, das zu jener Zeit nicht so häufig besucht wurde, wie heutzutage, seit die neue Straße angelegt ist. Wer das Albthal nicht kennt und ein Naturfreund ist, dem möchte ich den Rath geben, eine Fußreise dort hinauf zu machen; er wird anerkennen: Eine solch großartige Schönheit habe ich da zu finden nicht vermutet. Gegen Abend sprach ich in einem etwas abseits gelegenen Bauernhause vor, um ein Nachtlager nachsuchend. Eine ältere Frau war allein zu Hause und mit einem: „wenn d'r mit eme Burebett fürlieb nehme wottet“, wurde meine Bitte gewährt.

Mit der Dämmerung trafen auch die übrigen Insassen des Hauses ein, der Hofbauer und die dienenden Kräfte, und ein ländlicher Abendimbiss vereinigte alle, mich mitgerechnet, um den Tisch. Während des Essens bemerkte ich an der Wand mir gegenüber einen dunkeln, unförmlichen Gegenstand, den eine hölzerne Rahme umschloß.

Die Bäuerin mochte es beobachtet haben, wie meine Blicke fragend nach dem sonderbaren Bilde sahen, und nachdem der Tisch abgeräumt und das Gesinde abgetreten war, sagte sie zu mir: „S nimm ich wunder, junge Her, was selbe Helge hört an der Wand z'bedüte het.“ Und als ich lebhaft meine Neugierde zu erkennen gab, erzählte sie nachfolgende Geschichte, die ich, nur in der Sprechweise abgeändert, wiedergebe.

Auf dem Hofe wohnte zur Zeit der Salpeterer-Unruhen ein reicher Bauer mit seiner einzigen Tochter, welche zur Urgroßmutter der Erzählerin geworden war, die aber vor ihrer Verheirathung schwere Kämpfe durchzumachen hatte. In der Nähe des reichen Hofbauern wohnte eine wenig bemittelte Wittve mit ihrem Sohne, der bemüht war, sich und die Mutter durch Arbeitsamkeit durch das Leben zu bringen. Von Jugend auf waren diese Kinder sich bekannt und verkehrten täglich mit einander, wie das bei Nachbarkindern ja so häufig der Fall ist. Aber aus dieser Jugendbekanntschaft ist mit der Zeit ein Liebesverhältniß entstanden, das, unbekümmert um den Vermögensunterschied, sich so fest knüpfte, daß an eine Auflösung — wenigstens von Seiten der Liebenden — nicht zu denken war. Der Vater des jungen Mädchens gehörte mit aller Leidenschaftlichkeit der Partei der Salpeterer an, der die Forderungen der Bauern mit Gewalt durchzusetzen sich bemühte, während der Liebhaber seiner Tochter, ein ruhiger Charakter, sich an der Sache gar nicht theilte. Dieser Umstand legte zwischen den reichen Hofbauer und den armen jungen Mann den höchsten Grad der Feindschaft, so daß also an eine Verbindung der jungen Leute nie zu denken war, obgleich sie sich „treu bis in den Tod“



Di will i und bi muetz i ha, ob de witt oder nit!

versprochen hatten.

Inzwischen erscheint noch ein anderer junger Mann auf dem Platze. Der Sohn eines der entschiedensten Anhänger der Salpeterersache, aus Tiefenstein brunten, trat, in Folge Verabredung der Väter, als Freier der Bauerntochter auf, Marianne wollen wir sie nennen. Das war nicht nur für den Damian, den ersten Liebhaber des Mädchens, eine finstere verhängnißvolle Wolke, die sich an seinem Himmel aufstellte, sondern auch für Marianne ein Schlag, der sie fürchtbar traf. Der stolze Hofbauer hatte ihr mit aller Strenge jeden Umgang mit Damian verboten, und den Tiefensteiner ermuntert, so oft er möge, in seinem Hause vorzusprechen, mit der Versicherung, daß es bei ihm beschlossene Sache sei, nur ihn zum Tochtermann anzunehmen. Und wie oft flehte das unglückliche Mädchen den Vater im Himmel um seine Hilfe an! Aber es schien, als fände ihr

Gebet lei
der entsch
den Sieg
sehen sah
sowil auch
ihre H
Jugend
strebenden
Bahn. D
dem Hohen
gegen die
eine Jun
Sache der
Eines
prächtigen
hoje des
Marianne
Garten be
nicht in d
geschlagen
weiß wol
mengi Wu
de witt ob
Bei die
Mädchens
ie zurück
bi Frau j
bringt in
kehrte sie
stehen.
Der D
Haus, w
Sie ging
heime U
trauten
Tochter
Gegen
gehen sa
heimlich
möglich
Die
verfä
Das W
wegen t
wegen
Vater r
das M
Kneigan
enden t
die den
welche
sie auf
erfaßt
das ihr

Gebet keine Erhörung. Denn immer näher rückte der entscheidende Tag heran, der dem Tiefensteiner den Sieg bringen sollte. Und mit welchem Abscheu sah Marianne den leichtsinnigen, rohen, wenn sonst auch hübschen jungen Menschen an, dem sie ihre Hand reichen sollte!

Inzwischen trieb das Verhängniß die Unzufriedenen immer weiter vorwärts auf der betretenen Bahn. Dagegen waren noch gar viele Männer auf dem Hohenwald vorhanden, die für die Auflehnung gegen die Obrigkeit, insbesondere gegen St. Blasien, keine Zuneigung kund gaben. Und so blieb die Sache der Salpeterer immer eine zweifelhafte.

Eines Tages erschien der Tiefensteiner in der prächtigen, kleidsamen Tracht der Hohen auf dem Hofe des Dreitannenbauern, des Vaters der Marianne. Er traf das Mädchen zufällig im Garten beschäftigt. Mit Freundlichkeit, die aber nicht in der Tiefe des Gemüthes ihre Wurzeln geschlagen hatte, sagte er: „Liebe Marianne, be weisch wohl, was i will und worum i cho bi scho mengt Wuche. Di will i und di mueß i ha, ob de witt oder nit!“

Bei dieser freundlichen Anrede wollte er des Mädchens Hand ergreifen. Aber Marianne zog sie zurück und erwiderte: „'s wird nit so pressire, di Frau z'werde, nei, in Ewigkeit nit! Zue dem bringt mi d'r Vater nit und nieme!“ Hiermit kehrte sie ins Haus zurück und ließ den Freier stehen.

Der Tiefensteiner trat bald darauf auch ins Haus, wo er von dem Hofbauer erwartet wurde. Sie gingen in eine Kammer und hielten eine geheime Unterredung. Nach Verlauf einer Stunde traten sie in die Bohnstube zurück, wohin die Tochter etwas Fleisch und Wein bringen mußte. Gegen Abend verließen sie den Hof. Beim Weggehen sagte der Bauer: „Marianne, wemer wieder heimchömmen, so wirsch e Brut mit dem do, de magsch wölle-n-oder nit!“

Die Nacht brach herein, und schwarze, unheilverkündende Wolken zogen vom Rheinthal herauf. Das Mädchen empfand eine namenlose Angst, nicht wegen des herannahenden Gewitters und auch nicht wegen des Vaters Drohwort; sie wußte, daß ihr Vater mit seinen Freunden einen Handstreich gegen das Kloster ausführen wollte. Und vor dem Ausgang desselben, der schrecklich für ihren Vater enden könnte, war ihr bange. Die Donnerschläge, die den Erdboden erzittern machten, und die Blitze, welche die Nacht in Tag verwandelten, schreckten sie auf aus ihrem tiefen Schmerz, der ihre Seele erfaßt hatte. Ein schreckliches Bild des Unglücks, das ihrem Vater drohe, schwebte ihr vor.

Das Gewitter hatte sich verzogen und ein heiterer Morgen lächelte auf die Berge hernieder. Aber noch war die Sonne nicht völlig heraufgezogen, war auf dem Dreitannenhof alles Leben erstorben: Der Bauer wurde todt in sein Haus getragen. Von Seiten der Aufrührer war in jener Nacht ein Angriff auf das Kloster ausgeführt worden. Allein eine Anzahl Männer, die den Salpeterern entgegen standen, hatten Kenntniß davon erhalten und sich im Kloster versammelt. Die Angreifenden wurden zurückgeschlagen und der Hofbauer wurde getödtet.

Wochen und Monate vergingen und die Ruhe schien wieder eingezogen zu sein in die Thäler und auf die Berge des Schwarzwaldes. Marianne hatte sich von dem harten Schläge erholt und ein Verwandter, ein Mann der Ordnung und des Friedens, ist als Vormund ihr zur Seite gestanden. Da ist dann kein Hinderniß mehr zu überwinden gewesen, das den Damian von seiner Geliebten hätte scheiden können: er wurde der Bräutigam des Mädchens, und die Zeit der Hochzeit wurde festgestellt.

Der Tiefensteiner hat sich öffentlich nicht mehr als Freier eingestellt, nur sei er zuweilen in der Nähe des Dreitannenhofes gesehen worden.

Der Hochzeittag war düster, wie man ihn nicht gerne hat. Aber die Brautleute sagten: „Wir han d'Sunne-n-im Herze und mir göhn im Vertraue-n-uf Gott d'r Zuekunft entgege!“ Und so wurde der Gang zur Kirche, die etwa eine halbe Stunde vom Hofe entfernt lag, in Begleitung von Freunden und Bekannten angetreten. In der Mitte des Weges — ein verwildertes Gesträuch und Gestrüpp war auf der einen Seite — fiel plötzlich ein Schuß, und die Braut sank zu Boden; ein unbeschreiblicher Schrecken kam, wie begreiflich, über den Zug und hinderte den Fortgang. Alles eilte herbei, der Braut Hilfe zu leisten, weil man meinte, eine Kugel habe sie getroffen. Allein zum Erstaunen der Menge erhob sie sich, blickte zum Himmel und rief mit bewegten Worten: „D'r Her het mi b'hüetet“ — und auf den Boden blickend, setzte sie hinzu: „Do lit e Thugle, die het m'r solle 's Lebe neh. I nimm sie mit, und jez göhn m'r in d' Ghilche!“

Die Trauung war vorüber und der Hochzeitzug bewegte sich dem Dreitannenhofe zu. Wiewohl noch viel über den Vorfall gesprochen wurde, blieb merkwürdiger Weise die Braut ruhig, und es schien, ein guter Geist sage ihr: Gott hat dich von der Verfolgung eines Feindes befreit und dein Glück bleibt jetzt ungestört! Wie begreiflich wurde der Mordanschlag dem Tiefensteiner zuge-

schrieben. Die Polizei wollte ihn fest nehmen, aber er war und blieb verschwunden. Die Kugel hatte, wie von der Vorsehung geleitet, statt die Brust der Braut, das starke silberne Schloß, welches am Gebetbuche angebracht war, getroffen und fiel dann matt zu Boden. Die etwas plattgedrückte Kugel aber wird noch heute als Heiligthum in der Familie aufbewahrt.

Eine Liebesgeschichte,

wie sie in manchem Roman nicht interessanter vorkommt, hat sich vor dem Schwurgerichte in Kottweil (Württemberg) entrollt. — Wird da ein 22jähriger serbischer Unteroffizier, ein hübscher Mann mit schwarzem Vollbart, nach der schwäbischen Gewehrfabrik-Stadt Oberndorf kommandirt und einer Kommission beigegeben, welche die auf Rechnung der serbischen Regierung bestellten Mausergewehre zu übernehmen hat. Es stund nicht lange an, so lernte er daselbst ein hübsches 17jähriges Mädchen kennen, in das er sich sterblich verliebte. Das junge Paar gelobte sich unverbrüchliche Treue. Aber der etwas hitzige und eifersüchtige Serbe setzte Zweifel in die Aufrichtigkeit der Gesinnung seiner Geliebten und stellte diese auf die Probe, indem er zwei Briefe an sie schrieb und solche mit L. S., den Anfangsbuchstaben eines andern Verehrers des Mädchens, unterzeichnete. Beide Briefe, in welchen sie eingeladen wurde, zu dem Hauptmann zu kommen und in welchen die Treue ihres Geliebten in ein schiefes Licht gestellt war, übergab sie demselben mit der Versicherung, daß sie nicht zum Hauptmann gehe.

Darauf ließ der Serbe einen dritten mit derselben Unterschrift versehenen Brief an das Mädchen abgehen, begleitet mit einem Medaillon und 3 M. und mit der Aufforderung des L. S. zu einer Zusammenkunft in einem benachbarten Orte. Rückantwort wurde erbeten, postlagernd Oberndorf.

Auf diesen Brief gab das Mädchen zusagebende Antwort, bemerkte übrigens darin, daß es ihr lieb wäre, wenn der Schreiber des Briefes auch gleichzeitig ihren Geliebten zu sich berufen würde, um sich über dessen Untreue aussprechen zu können. Diesen Brief holte der Serbe auf der Post ab, ging mit ihm zu seiner Geliebten und zeigte ihr denselben mit dem Vorwurf, ob das Treue sei? Das Mädchen erbläste. Er fragte sie, ob sie haben wolle, daß er sich erschieße? Diese erwiberte: er könne thun, was er wolle. Hierüber wurde der Serbe so aufgebracht, daß er sich einen Revolver kaufte, ihn mit 6 Patronen lud und sich wieder zu seiner Geliebten begab, um, wie

er sagte, Abschied zu nehmen, weil er wieder nach Serbien zurückkehre. Wiederholt fragte er, ob er sich erschießen solle, und wieder erhielt er dieselbe Antwort: er könne thun, was er wolle. „Dich habe ich geliebt und keine Andere“ — rief er aus und feuerte einen Schuß auf sie ab, der sie in die linke Schläfe traf. Sodann richtete er die Waffe auf sich selbst und schoß sich in die Schläfe in der Gegend des rechten äußeren Augwinkels.

Zum Glück waren beide Schüsse nicht tödtlich. Der Serbe hatte nur die Sehraft des rechten Auges eingebüßt. Das Mädchen trägt die Kugel noch im rechten Schläfenbein und hatte eine zur Zeit der gerichtlichen Verhandlung noch ungeheilte, jedoch gefahrlose und ziemlich schmerzlose Wunde. Der Liebhaber wurde zu 1 Jahr Gefängniß verurtheilt. Zum Beweis, daß der Treubund Weiber von gutem Kitt war, besuchte das Mädchen gleich nach der Verhandlung ihren Geliebten im Gefängniß. Es fand gegenseitige Versöhnung und die Erneuerung des Treugelöbnißes statt; und wenn der Unteroffizier sein Jährlein abgeessen haben wird, soll die Hochzeit gefeiert werden. So geschehen im Jahre 1883.

Im Frühhauch.

Oh' noch im Ost der Morgen glüht,
Der Wald noch athmet kaum;
Ein Frühhauch durch die Wipfel zieht —
Der Herr geht durch den Raum.

Es weht die Ansel an dem Ast
Den Schnabel, daß es schallt;
Und rings herum, nach näch't'ger Raft,
Erwacht der ganze Wald.

Die Drossel pfeift, der Specht, er klopft,
Das Reh hemmt seinen Lauf;
Der Nebel von den Bäumen tropft —
Die Sonne gehet auf!

Der Jäger selbst, der pirschen will,
Fühlt leisen Gotteshauch;
Es ruht der Fuß, er lauschet still —
Der Wald, er predigt auch!

Wie steht er da in Majestät,
Das jubilirt und singt! —
Ist es nicht auch wie ein Gebet,
Das durch die Seele bringt?

Im Feld ist längst die Lerche wach
Und jauchzt der Sonne zu —
Allüberall grüßt man den Tag —
Mein Herz — nun bet' auch du!

F. Brunnold.